

auszuspucken, und Gärtner vor die Tür zu setzen, die weniger arm sind als du, dann ist es mir egal, dann ist mir das Drinsein egal.

Am Anfang hatte sie gedacht, dass sie nur ein bisschen länger mit Kamil zusammenbleiben müsste, um Driss irgendwann wiederzusehen. Doch das war nicht der Fall gewesen. Kamil, dieser Idiot, wollte sie immer alleine sehen. Er sagte: Wir könnten doch eine Spritztour mit meinem Auto machen. Oder er sagte: Wir könnten vielleicht was rauchen, wir beide, oben auf dem Dach meiner Villa. Und dann brausten sie über die Straße nach Azemmour, oder sie schliefen über Casa in der Sonne ein, zwischen der aufgehängten Wäsche und den riesigen Satellitenschüsseln. Sie wachten auf, wenn der Muezzin zum Abendgebet rief und all die weißen Dächer wegen der Sonne, die auf sie niedertropfte, schon orangefarben waren. Eigentlich war das gar nicht übel; aber Driss würde sie so nicht wiedersehen. Leider konnte sie Kamil nicht begreiflich machen, dass sie auch andere Leute sehen wollte; Jungs kann man zu einem bestimmten Zeitpunkt nur um bestimmte Dinge bitten, sonst werden sie panisch. Sarah wusste, wie das lief. Am Anfang muss man um ganz einfache Dinge bitten. Zum Beispiel sagen, dass man gerne Sardinen essen möchte, auch wenn man in Wirklichkeit gar keine Lust hat, Sardinen zu essen. Indem man Ansprüche stellt, gibt man sich sofort als wertvolles Mädchen zu erkennen, und außerdem sind Sardinen leicht aufzutreiben. Anschließend lädt der Junge einen zum Sardinenessen ein und ist rundum mit sich zufrieden. Und selbstzufriedene Jungs sind restlos aufgewühlt, sie bringen alles durcheinander und denken, das alles nenne sich dann Liebe. Das war also nicht sehr schwer. Nach einer Weile konnte man zu einer anderen Anspruchshaltung übergehen, wie *Ich hätte gerne dieses Parfum* oder *Ich würde gerne auch andere Leute sehen*. Es war also besser, Kamil nicht vor den Kopf zu stoßen, ihn in Ruhe für Sardinen und Coca-Cola zahlen zu lassen und ihn im Gegenzug hin und wieder zu küssen. Um Driss wiederzusehen, hatte sie eine andere Strategie: Sie hatte mit Yaya gesprochen.

Yaya kannte alle, und er war alterslos. Man wusste nicht genau, was er machte, aber man wusste, dass er immer irgendwo in der Nähe des Gymnasiums zu finden war, oft im Billard-Café, wo er am hintersten Tisch Dosenthunfisch in Öl aß. Er sagte, in seinen Adern fließe Thunfischöl und er müsse es dosenweise essen, um am Leben zu bleiben. Das war sicher völliger Unsinn. Eines Nachmittags hatte sie das Billard-Café betreten; er saß da wie immer, ganz hinten, und kaute. Sie setzte sich ihm gegenüber.

»Hallo. Ich heiße Sarah.«

Er tat so, als würde er sie nicht sehen, aber sie wusste, dass er sie irgendwann anschauen würde. Alle Jungs schauten sie irgendwann an, und Yaya war auch ein Junge, obwohl man das gerne vergaß.

»Ich muss dich etwas fragen.«

»Nein.«

Er hatte einfach so Nein gesagt, ohne den Blick von seiner Thunfischdose zu heben, mit seinem ölig glänzenden Mund. Sine wegen roch es im ganzen Café nach Thunfisch, aber auch nach Zigaretten, Gras und dem Eau de Cologne, mit dem sich die kleinen Abiturienten besprengten.

»Warum nein?«

»Du hast doch nichts, kleine Französin. Du kannst mir nichts geben.«

Dass er ihr so etwas ins Gesicht schleuderte, hatte sie geärgert. Durch die Selbstsicherheit von Yayas Stimme war ihr allerdings die Lust zu lügen vergangen.

»Woher weißt du denn, dass ich nichts habe?«

»Ich weiß alles.«

Bei dieser Antwort hatte er den Kopf gehoben und sie so eindringlich angeschaut, dass sie gedacht hatte, er wüsste vielleicht wirklich alles von ihr: von dem schäbigen Mosaik über dem Waschbecken bei ihr zuhause, den Fliesen, von ihrer Mutter, von jedem einzelnen Panino, das sie sich verdient hatte, und sogar von dem, was in ihren Adern floss – vielleicht stimmte die Sache mit dem Thunfischöl ja. Er musste ihre Verärgerung bemerkt oder sie irgendwie charmant gefunden haben, jedenfalls sagte er gleich danach seufzend:

»Na gut, was willst du denn?«

»Driss.«

Kaum hatte sie das gesagt, hatte er das Öl ausgespuckt – es war ihm aus der Nase gekommen.

»Driss? Den Reichen mit dem Motorrad?«

»Ja.«

»Mit deinem Gesicht und deinem Hintern willst du ausgerechnet Driss?«

»Ja.«

Er hatte ein paar Sekunden lang geschwiegen. Dann wischte er sich mit dem Ärmel über den Mund, klaubte mit den Fingern einzeln die gerade ausgespuckten Thunfischfetzen auf und steckte sie sich wieder in den Mund. Und mit einem weiteren Seufzer sagte er:

»Du musst aber wirklich arm sein, Kleine.«

Yaya sah man im Billard-Café, aber oft auch auf dem Gehweg in der Rue Al Kabir neben dem Gymnasium. Er hockte immer zwischen der roten Ampel und dem Imbiss Jus Ziraoui. Er hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt, rauchte und summt alte Melodien aus Tunesien. Er sagte, seine Mutter sei Tunesierin, und das sei das Lied, das sie damals, als er klein und glücklich gewesen sei, dort für ihn gesungen habe. Er sagte, eines Tages wolle er wieder zurück, bald schon, sicher nächstes Jahr schon – denn Sidi Bou Saïd sei in jedem Fall viel besser als dieser versifft Gehweg, viel besser als das Billard-Café, die Autos und die Luftverschmutzung; in Sidi Bou Saïd würde er den Platz mit den Orangenbäumen wiedersehen, die Zitronenbäume längs der Wege und auch die Gitarren, die Kastagnetten, die weißen Kleider und die Mädchen. Das erzählte er nun seit tausend Jahren – aber bisher war er noch nicht zurückgegangen. Manchmal stritt Yaya alles ab, all diese Geschichten aus Tunesien, und er schwor auf das Grab des Propheten, dass er keine Melodien aus Sidi Bou Saïd singe, sondern Suren aus dem Koran; dass er sie von seinem Großvater gelernt habe, der in Mekka gewesen sei, und dass er eines Tages aufhören werde, Mist zu bauen und auch nach Mekka gehen wolle. Anderen erzählte er, dass sein Vater Tunesier sei, ein reicher Kaufmann aus Hammamet. Chirine hatte er einmal im Vertrauen gesagt, seine Mutter sei Schauspielerin in Constantine. Also, es war kompliziert.

Oft verschwand er kurz vor dem Ramadan. Erst nach einer Weile merkte man, dass es an den Yaya-Orten auf einmal leer war – dass niemand mehr auf dem Gehweg und kein Öl mehr auf seinem Tisch war. Man dachte, er müsse irgendwo in der Nähe sein, ein bisschen so wie der Mond, wenn man ihn nicht sieht. Das war beruhigend. Dann begannen allmählich die Fragen: Hast du Yaya in letzter Zeit gesehen? Nach zwei oder drei Wochen folgerte man, dass er wohl, wie angekündigt, nach Tunesien zurückgekehrt war. Schließlich gab es ja wohl auch in Tunesien den Mond. Doch er kam immer wieder; wenn man ihn fragte, wo er gewesen sei, sagte er: Aber ich war doch gar nicht weg.

Sarah rechnete damit, dass er es auch mit ihr so machen würde – dass er ihr erst Driss versprechen und dann plötzlich abhauen würde. Doch am Tag nach ihrem Gespräch im Billard-Café war er pünktlich vor dem Jus Ziraoui zur Stelle. Schon von Weitem sah Sarah ihn dahocken und unter seiner roten Baseballkappe etwas vor sich hin murmeln – bestimmt eine Koransure aus Sidi Bou Saïd.

Sie wollte sich gerade neben ihn setzen, als er aufstand.

»Was fällt dir denn ein?«

»Ich wollte mich setzen.«

Yaya wiegte traurig den Kopf hin und her.

»Glaubst du wirklich, dass du dich einfach hier auf meinen Gehweg setzen kannst?«
Dann legte er Sarah seinen dünnen Arm um die Schulter und zog sie ins Jus Ziraoui hinein.

Sie war schon mehrmals mit Kamil dagewesen, auch wenn er den Laden hasste. Er sagte, es seien die ekligsten Säfte in ganz Casa, dass er, wenn sie einen Saft wolle, sein Dienstmädchen bitten könne, ihr einen zu machen, und dass er besser schmecken würde. Aber Sarah verging jedes Mal vor Unschlüssigkeit, wenn sie vor der großen Theke mit den Früchten, den Schokoriegeln, den Milchtüten und dem triefenden Mixer stand. Kamil zahlte fünf Dirhams für sie; und ihr Rausch begann. Sie zeigte mit dem Finger auf die Früchte und skandierte ihre Namen: Orange! Banane! Datteln! Avocado! Dazu wählte sie Merendina-Kuchenstücke, Henry's Biscuit, Vollmilch oder Honig. Der Junge hinter dem Tresen mixte alles und riss dabei Witze; manchmal zerdrückte er mit dem Ellbogen eine Kakerlake. Sarah nahm den Saft und ging zu dem Tisch an der Wand. Kamil war so angewidert, dass er mit gekreuzten Armen sitzen blieb, um ja nichts anzufassen, während sie trank. Beide Ellbogen auf den Tisch gestützt, sog sie kräftig an dem Strohalm; das sämige Gebräu kroch langsam nach oben. Kamil fragte: Stören dich die Ameisen auf dem Glas denn nicht? Es störte sie nicht. Am Schluss war ihr speiübel, aber sie bestellte noch einen Saft.

»Was willst du?«, fragte Yaya.

»Nichts.«

Vor Sarah lagen die Bananen, die Kekse, die Wassermelonen, die Sahne, und in ihrem Kopf entstanden alle möglichen Kombinationen.

»Nichts, bist du sicher?«

»Ja.«

Yaya zuckte mit den Schultern und bestellte einen Orange-Erdbeer-Honig-Zitrone-Zimt-Saft. Während der Mixer lief, musterte er Sarah.

»Ich zahl ihn dir, wenn du willst.«

Ein paar Minuten später tranken sie ihren Saft auf den Hockern vor der Wand. Sie hatte sich zum ersten Mal Tofita-Bonbons dazumixen lassen, sie knirschten zwischen ihren Zähnen.

»Gut. Ich nehm dich einfach immer mit, wenn ich seiner Clique was liefere. Aber bei ihm musst du die Arbeit schon alleine machen.«

»Einverstanden«, sagte Sarah und legte den Kopf in den Nacken, um die letzten Tropfen direkt aus dem Glas zu trinken.

Yaya sah sie belustigt an.

»Was willst du von Driss? Spritztouren mit dem Motorrad?«

Sarah stellte ihr Glas ab.

»Sein Motorrad ist mir egal.«

»Schmuck? Er ist nicht der Typ, der Schmuck schenkt.«

»Ich will keinen Schmuck.«

Mit dem leeren Glas zerquetschte sie eine Ameise, die über den Tisch lief.